

Meine Lebenserinnerungen

Vorwort (geschrieben 1987)

In dem zwanzigsten Jahrhundert, das ich fast ganz durchlebte, war der Fortschritt und die Entwicklung der Technik und Forschung so rasant, wie nie zuvor in vielen Jahrhunderten. Ich habe erfahren müssen, daß in unserem Dorf nur spärliche Aufzeichnungen hinterlassen wurden. Deshalb will ich meinen Nachkommen meine eigenen Erinnerungen und Erlebnisse niederschreiben, mit denen sie sich einen Einblick in vergangene Zeiten immer wieder machen können. Allein durch weitersagen von Generation zu Generation geht viel verloren.

Meine nachfolgenden Erlebnisse mögen meinen Nachkommen zeigen, wie vielfältig Höhen und Tiefen durchschritten werden müssen in einem langen Leben, durch welche der Mensch reift und an inneren Werten gewinnt.

Meine Kindheit

Es ist die Zeit von meiner Geburt bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges. Ich wuchs mit 2 Brüdern (Johann 1905 geb., ich selbst 1907 geb. und Heinrich 1909 geb.) bei guten Eltern unbekümmert auf. Mein Vater betrieb mit seinem Bruder Georg einen Steinbruch und es ging uns damals verhältnismäßig gut. Meine Erinnerungen aus meiner Kindheit gehen weit zurück. So weis ich noch gut, wie meine Mutter mich in der Kötze mit in den Stieglitze-Steinbruch trug, um dort Futter fürs Vieh zu holen und sie mir mit Spucke den Mund säuberte, wogegen ich mich sehr wehrte. Etwas älter geworden nahm mich mein Großvater Georg Arnold mit in den Adelmanns-Steinbruch, wo er als Polier wirkte. Er war sicher ein begabter Mann und hatte großes handwerkliches Geschick. Seine besonders schöne Handschrift habe ich später immer bewundert und bedauere sehr, daß die Lohnbücher, die er als Polier geführt hatte, verloren gingen. Fünf- bis sechsjährig - (dann schon ein Gassenjunge geworden und mit meinem Bruder Johann mit einem Stecken in der Hand, einem Reifen nachgesprungen; oder im Sommer in den Scheueräcker Schmetterlinge gefangen) blieb mir bis heute in guter Erinnerung. Das erste Dunkel in meinem jungen Leben war der Tod meines Bruders Johann im Spätsommer 1913. Er bekam Halsweh (Diphtherie), wurde zu spät erkannt und mußte 8-jährig sterben. Der Jammer und Schmerz meiner Eltern bleibt für mich unvergeßlich.

Meine Schulzeit im Krieg (I. Weltkrieg)

So kam das Jahr 1914 und nach Ostern kam ich in die Schule. Ich wurde dann schon bald 7 Jahre alt und das lernen machte mir keine Schwierigkeiten. Bald aber begann am 1. August der I. Weltkrieg und auch für uns Buben begann eine schwere Zeit. Alle Väter und junge Männer mußten in den Krieg. Die Mobilmachung am 1. Aug. nachmittags wurde durch das damals einzige Telefon bei der Post durchgegeben. Meine Eltern waren an jenem Tag auf dem Feld beim Kornschneiden. Großvater Hemmerich ging aufs Feld und rief meinem Vater zu: „Johann, werf die Sense weg, es ist Krieg!“ Mein Vater war damals 38 Jahre alt und wußte, daß er sich als Landsturm sofort melden mußte. Er ging heim, nahm seine Trommel und gab mit Kaspar Ries durch Trommelwirbel die Mobil-

machung im Dorf, von Brücke zu Brücke ziehend, bekannt. Wir Buben zogen mit diesem Spektakel im Dorf herum, stolz auf unsere Väter, aber noch nicht ahnend, was nun alles auf uns zu kommen wird. Bald aber kamen die ersten Gefallenen-Nachrichten und auch wir Buben lernten bald den Ernst des Krieges kennen.

Unvergeßlich bleibt mir auch der Abschied meines Vaters, der noch in der selben Nacht früh um einhalb 3 Uhr zur Bahn nach Gamburg mußte. Mit den Männern, die auch in der Nacht mit fort mußten, wurde, wie es damals üblich war, im Roß Abschied gefeiert, das heißt, Mut angetrunken. Dann vor dem Abmarsch nach Gamburg der Abschied von Frau und den aus dem Schlaf gerüttelten Kindern.

Bald nach Kriegsbeginn kam auch mein Onkel Georg Arnold (23 Jahre alt) aus München zurück, wo er als Schreiner arbeitete und half meiner Mutter bei den Feldarbeiten. Er war noch kein gedienter Soldat und wurde anfangs Dezember nach Mannheim eingezogen und ausgebildet. Am 6. Juni 1915 fiel er in Galizien bei Lemberg. Solche Nachrichten in den vielen Familien während des Krieges waren erschütternd.

Ich muß nun nochmal zurückgreifen, denn im Januar 1914 starb mein Großvater Arnold mit 59 Jahren an Leberzirrhose und am 16. Februar wurde meine Schwester Elise geboren. Also von September 1913 bis 6. Juni 1915 kam drei mal der Tod in unsere Familie und eine Geburt, die meiner Schwester.

Mit Beginn des Krieges wurde der Steinbruchbetrieb eingestellt, und was man damals noch nicht ahnte, für immer. Mein Onkel Georg Hemmerich wurde 1 Jahr nach Kriegsende krank und starb im April 1920. Die Gesundheit meines Vaters war auch als Steinbauer nicht mehr die beste (Staublunge), und so wurden die Steinbruchwerkzeuge verkauft.

Ich als der Älteste von nun wieder 3 Geschwister wuchs in die Arbeit und Not des Krieges mit hinein und mußte und wollte auch helfen, wo ich nur konnte. Bald älter geworden, sah ich schon wo es auch fehlte und sorgte bald überall mit. Im Frühjahr 1915 mußten wir eine Kalbin eingewöhnen (das ist ein Kuhrind - stark genug zum Einspannen, aber noch vor dem ersten Kalb). Damals wurden gefangene Russen angeboten, und wir nahmen einen mit Hemmerichs-Tante, ein Tag bei uns den anderen Tag bei der Tante. Er war nicht sehr groß, hieß Nickolei, war 26 Jahre alt und Bauernsohn aus der Ukraine. Er war intelligent und Feldwebel beim russischen Heer. Ich als Schüler der zweiten oder dritten Klasse lernte ihm deutsch lesen und schreiben. Zu mir sagte er nicht Hermann, sondern Germann. Dies war sicher mit der russischen Sprache leichter auszusprechen.

Im Kriegsjahr 1917 machte sich die Not erst richtig bemerkbar. Es gab in diesem Jahr eine miserable Getreideernte, aber so viel Obst wie nie zuvor. Der heiße trockene Sommer brachte Futternot und wir mußten im Wald Laub stripfen, um unser Vieh durchzubringen. Aber auch von der Schule aus mußten wir Schüler für die Pferde an der Front Laub sammeln, trocknen und in große Säcke füllen zum Versand an die Front. Auch große Brennessel mußten wir Schüler sammeln und trocknen um Nesselstoffe daraus zu machen. Lederschuhe gab es dann auch nicht mehr; wir trugen nur noch Holzschuhe mit Holzboden und oben Nessel Tuch.

Mutter und ich machten sich Sorgen, wie wir das Vieh über den Winter bringen konnten. Da ging ich im Spätherbst bei schönem Wetter hinaus mit Schubkarren, Rechen und Säcke und sammelte frisch gefallene Blätter unter den Apfelbäumen, brachte es heim und trug es in die Scheune, die Leiter hinauf an den Strohsüdplatz (Süd ist Dialekt und bedeutet Gsied, Spreu oder fein geschnittenes Stroh) bis es ein großer

Haufen war. Im Winter beim Strohschneiden wurden ein paar Körbe voll darunter geschnitten. So brachten wir unser Vieh über den Winter. Das Süd-oder Strohschneiden war für uns Buben im Winter eine schwere Arbeit. Es mußten immer 2 Buben das Rad drehen und einer hinten einlegen und nachschieben. So bildeten wir Hinterdörfler Gruppen und zogen von Scheune zu Scheune oder Futterkammer und schnitten mittwochs und samstags jeweils für eine halbe Woche Strohsüd fürs Vieh. Wenn dann zwei nicht mehr konnten, hieß es: „Abwechslung vor!“

Im Sommer und Herbst in den Schulferien gingen die meisten Schüler ab 10 Jahre in den Wagenbucherhof und verdienten einige Pfennige. Auch ich mußte dorthin und arbeiten, damit wir auch eine Fuhr Stroh von dort dazu kaufen durften, welches wir damals doch so nötig brauchten. Es bekamen nur die Familien Stroh, dessen Kinder dort gearbeitet hatten. Der Lohn wurde dann meistens mit dem Stroh verrechnet. Es gab aber auch Mitschüler, die jeden Tag den Sommer über nachmittags auf dem Hof arbeiteten. Der Tagesablauf war dann: morgens von 7-11 Uhr Schule - heim zum Mittagessen und dann im Tempo gegen Wagenbuch. Von 13 bis 18 Uhr, im Sommer manchenmal bis 19 Uhr arbeiten, dann der Heimmarsch und abends dann noch die Schulaufgaben. Auch ich ging in den Herbstferien ganztägig dorthin zu der Kartoffelernte. Morgens um 5 Uhr hieß es da aufstehen, Kaffee trinken (das war trockenes Brot in Tasse gebrockt, Gerstenkaffe und Milch darüber, damit es aufweicht und ausgelöffelt), dann mit dem Brotbündel zum Wagenbucherhof. Ab 7 Uhr ging die Arbeit los von 12 bis 13 Uhr Mittagszeit und dann bis 17 oder 18 Uhr je nach Jahreszeit. Wir gingen bei Nacht fort und kamen wieder bei Nacht nach Hause. Meine Schulaufgaben mußte ich oft abends bei Kerzenlicht machen. Betroleum für die Lampen war nicht immer in der Kriegszeit genügend vorhanden. Wenn es mal Erdöl, wie wir sagten, gab, dann sind wir Schlangen gestanden bei den Kaufläden.

Der Krieg ging im November 1918 zu Ende und Ende des Monats kam mein Vater wieder nach Hause. Es war dann Revolution und Kaiser Könige und Großherzoge mußten fliehen. Mein Vater sagte damals: „Mein Vater war im Krieg 1870 - seine Söhne waren 1914 bis 1918 im Krieg - aber meine Kinder brauchen jetzt nimmer in einen Krieg!“ Und wie ist es geworden? Darüber später.

Die ersten Nachkriegsjahre waren auch noch schlecht, aber für mich als Schüler arbeitsmäßig viel leichter. 1919 ist meine Schwester Marie geboren. Nach dem Krieg war in den Steinbrüchen nicht mehr viel los und mein Vater wollte diesen gesundheitsschädlichen Beruf auch nimmer ausüben. Wir konnten damals durch Übernahme von Grundstücken (Äcker) von meinen kinderlosen Patenleuten Hofmanns und Vaters Tante Sofie Hemmerich (Hebamme) unsere Landwirtschaft etwas aufstocken. Doch ohne Verdienener in einer bald 8-köpfigen Familie war die Landwirtschaft doch noch zu klein. Es ging armseelig zu. Im Sommer gab es nur am Sonntag Rindfleisch für Suppe und Gemüse. Im Winter war es etwas besser, weil im November ein Schwein geschlachtet wurde.

An Ostern 1922 wurde ich konfirmiert und beendete damit meine Schulzeit.

Meine Lehr- und Jugendzeit

Da mein Großvater Hemmerich Schreiner war, und auch meine beiden Onkel Michael Hemmerich und Mutters Bruder Georg Arnold diesen Beruf ausübten und vom letzteren ein Satz Werkzeug bei uns im Hause stand, lag für mich nichts näher diesen Beruf zu ergreifen.

Für mich war in Wertheim bei Schreinerei Schießmann in der Kapellengasse eine Lehrstelle vereinbart, wo ich auch ab 1. Mai zwei Wochen lang hingegangen bin. Ob mein Vater damals auch noch Lehrgeld zahlen mußte, weiß ich heute nicht mehr genau; aber jeder Lehrling mußte damals jeden Montag einen Laib Brot mitbringen, damit er ohne Hunger zu leiden die Woche herumbrachte. Als ich aber dann auch noch den Zucker in den Kaffee mitnehmen sollte, war bei meinem Vater die Geduld zu Ende. Ich aber glaube, daß hauptsächlich die familiären Verhältnisse, die ich daheim schilderte, ausschlaggebend waren.

Mein Vater sprach dann mit seinem Bruder Michael und er richtete noch ein Arbeitsplatz mit Hobelbank und Werkzeug ein. Am 1. Juli 1922 begann dann meine Lehrzeit und endete am 1.7.1925.

Mein Onkel Michael hat so um 1903 sein Geschäft gegründet, geheiratet, Haus und Werkstatt gebaut, 3 bis 4 Gesellen beschäftigt und war vor Ausbruch des Krieges 1914 am Ende seiner finanziellen Kraft. Die zwei letzten Jahre vor dem Krieg arbeitete er allein weiter, nachdem er die übrigen Hobelbänke und Werkzeuge wieder verkauft hatte.

Nach dem Krieg 1919 pachtete er die Gaststätte zum Roß auf 6 Jahre. Mein Onkel war der geborene Wirt und es ging ihnen sehr gut, auch in der so schlechten Zeit. Sein Wohnhaus vor der Werkstatt vermietete er an eine Familie Schneider aus Elsaß kommend. In seiner Werkstatt beschäftigte er zeitweise 1 Geselle und hatte nebenbei noch eine Heilkräutersammelstelle. In dieser Zeit erlernte ich also bei meinem Onkel das Schreinerhandwerk. Er war ein Köhner und begabter Mann, aber er war als Wirt zu wenig in der Werkstatt. Ich hätte oft was zu fragen gehabt, aber ich war meistens allein bei der Arbeit. Ich glaube, daß er mit meinen Leistungen zufrieden war. Zweimal in der Woche mußte ich in die Gewerbeschule nach Wertheim - montags und donnerstags von 13 bis 17 Uhr. In jener Zeit war in Kembach um 11 Uhr Mittagessen. Mein Schulkamerad Jakob Diehm und ich machten einviertel vor 11 Uhr Mittag, damit wir bis 13 Uhr in die Gewerbeschule nach Wertheim kamen. Mit Spazierstock und Rucksack mit Vesperbrot marschierten wir bei Wind und Wetter, Sommer wie Winter, bei Hitze oder Schnee, von Dietenhan oft über die Wiesen bei Lochholzbrücke in die Schule und wieder zurück. Manchmal hatte ich auch meine Zither im Rucksack mit dabei und hatte dann Unterricht bei Michel Kuch. Dann mußte jeder eben allein nach Hause marschieren. Im Winter war es da längst Nacht geworden. Für heutige Begriffe ist es fast unvorstellbar. Ich möchte hier an dieser Stelle auch kurz die Lehrzeit meines Großvaters (so um 1858) wieder geben, wie er es mir erzählte. Er lernte in Remlingen Schreiner und ging zu Fuß Sonntagabend nach Remlingen, Samstagabend heim nach Kembach, Sonntagmorgen in die Gewerbeschule nach Wertheim und wieder zurück nach Kembach, abends wieder nach Remlingen. Er ging auch einige Male zu Fuß nach Würzburg und wieder zurück - an einem Tag.

Als ich zwei Jahre gelernt hatte, stellte er einen weiteren Lehrling Bernhard Spielmann ein. An Ostern 1925 machte ich die Gesellenprüfung in Wertheim und war nach Beendigung meiner Lehrzeit bis April 1926 als Geselle tätig und verdiente die Stunde 45 Pfennige.

Während meiner Lehrzeit bekam ich auch schon einige Mark die Woche. Der Maurer Ries rechnete damals 60 Pfennig die Stunde (zum Vergleich). Immerhin war ich froh, daß ich nur ein paar Schritte von unserem Haus entfernt einen Arbeitsplatz gefunden hatte.

So verbrachte ich meine erste Jugendzeit bis zum 18. Lebensjahr im Elternhaus und unterstützte im letzten Jahr mit meinem Verdienst unsere Familie, welche durch die Geburt meines jüngsten Bruders Hans 1924 mit der Großmutter auf 8 Köpfe gestiegen ist. Mir war damals längst klar, daß ich meine Existenz irgendwo in der Fremde suchen mußte. Anfang April 1926 bin ich an einer Halzentzündung (Angina) erkrankt und mußte einige Tage das Bett hüten. Ich glaube es war am 12. April, bin ich wieder aufgestanden und auf das Hühnerberglein gelaufen, weil dort die Kirschbäume schon so schön blühen. Von dort wurde ich von meinem Schulkameraden Adam Götzelmann ans Telefon gerufen bei der Poststelle. Er hatte auch zu meiner Zeit Schreiner in Wertheim gelernt und arbeitete bei einem Schreiner in Gerolsheim bei Frankental in der Pfalz. Er sagte zu mir, daß sein Meister noch einen Jung-Gesellen einstellen wollte und ob ich nicht kommen wollte. Ich sagte sofort zu, aber nicht schon morgen, sondern erst übermorgen.

So nahm ich, noch nicht ganz gesund, am 14. April 1926 Abschied vom Elternhaus und ging in der Frühe mit meinen wenigen Habseligkeiten nach Gamburg zur ersten größeren Bahnfahrt nach Frankental. Einen Koffer konnte ich mir damals noch nicht leisten. So packte ich mit meiner Mutter das bißchen Wäsche und Arbeitskleider in einen Karton und erhielt 20 Mark Fahrgeld aus der Familienkasse. Ein Anzug, den ich bei Schneider Menz in Wertheim anfertigen ließ und schon anprobiert war, wurde nachgeschickt.

Bei Schreiner Keller in Gerolsheim arbeitete ich mit Götzelmann bis September also 5 Monate. Mein Wochenlohn war 10 Mark - dann 12 Mark mit Kost und Logie. Die Arbeitszeit täglich 10-12 Stunden und richtig satt essen konnten wir beide uns meistens nicht. Wir arbeiteten eine Zeit lang in Obersülzen bei einem reichen Saatgutsbesitzer; da ging es morgens um 6 Uhr mit dem Fahrrad 7 km, aufgepackt mit Werkzeug und Holzteilen nach dort und abends 19 Uhr wieder zurück. So gingen wir oftmals hungrig ins Bett und konnten vor Hunger nicht schlafen. Zum Dorf Gerolsheim und Familie Keller noch einige Bemerkungen. Das Dorf war so groß wie Kembach (ca. 500 Einwohner). In der Mitte eine Kirche mit Storchennest der evang. Gemeinde. Aber auch die Katholiken durften ihre Gottesdienste darin halten; also auch damals Ökumene. Die Schreinerei Keller war das drittletzte Haus am Dorfe; ein kleines Häuschen mit einem Dachzimmerchen mit schrägen Wänden - das war unser Schlafgemach. Zwei Fallen - Betten konnte man das nicht nennen - ein Fenster am Giebel und ein undichtes Brettertürchen. Die Sparren waren mit Bretterschalung. Im Sommer eine unerträgliche Hitze und bei einem Gewitter in der Nacht ging der Regen bis in unsere Fallen. Das schlimmste aber war die Schnakenplage. Einige mal sind wir vor Hitze und Schnaken runter in den Maschinenraum auf den Zementboden geflüchtet, um dort die Nacht zu verbringen. Gewaschen haben wir uns täglich am Brunnen im Hof vor der Haustür. Alle Schlafräume im Dorf mußten mit Fliegendrahtfenster versehen sein. In unmittelbarer Nähe am Dorfe war der Brandweiher, ein stehendes Wasser, und dadurch noch schlimmer, wie bekanntlich in der Rheinebene. An die alte kleine Werkstatt seines Vaters hatte Keller einen Maschinenraum angebaut und als „mechanische Schreinerei“ betitelt. Die Maschinen waren teils noch aus Holz zum Teil selbst gefertigt. Die Eheleute Keller waren so Mitte 30-iger Jahren und die Frau war nach meiner Einschätzung kränklich. Sie sagte immer: „I bin halt so müd im Gschicht (Gesicht)!“

Die Verhältnisse der Familie Keller waren schon damals nicht die besten. Sie hatten 2 Töchter mit 10 und 14 Jahren; die Mutter vom Herrn Keller und eine Tante. So war es wie bei uns daheim 8 Personen am Tisch. Herr Keller machte alle Zeit mal einen „Drauf“, wie man sagt. Aber unseren Lohn konnte er uns nicht pünktlich zahlen. Nur auf Drängen bekamen wir als mal 10- oder 20 Mark. So beschlossen wir, vor Winter zu kündigen. Die Schreinerei hatte Herr Keller vom seinem Vater übernommen und dieser wollte mehr aus ihm machen, wie ich damals erfuhr. Er wurde auf weiterbildende Schulen geschickt, aber zum Meister hat er es nicht gebracht. Bald nach unserem Weggehen starb seine 14-jährige Tochter und noch später erfuhr ich von Götzelmann, daß Keller Bankrott ging.

Nach unserer Kündigung versuchte Keller alles, uns zu halten oder wenigstens einen von uns; aber vergebens. So waren wir reisefertig und warteten auf unser Lohngeld und Papiere. Erst in letzter Minute bekamen wir unser Geld, weit über 100 Mark jeder. Auch die Versicherungskarten waren nicht in Ordnung und mußte dieselben nach Frankfurt nachschicken. Wir gingen zu Fuß nach Frankental (7km), kauften uns Koffer und fuhren mit dem Zug nach Frankfurt.

In Frankfurt konnten wir bei Wilhelm Arnold (unserm alten Freund) unterkommen, obwohl das Zimmer mit noch einem Kumpel bewohnt wurde. So 8 bis 10 Tage verbrachten wir zu viert die Nächte in dem gemeinsamen Zimmer. Jeden Morgen ab 7 Uhr durchstreiften wir beide die Stadt und Umgebung mit Offenbach. Unsere Bemühungen im Raum Frankfurt Arbeit zu bekommen gingen nicht in Erfüllung. Auch unser Geldvorrat schrumpfte zusammen. Da galt es nur noch auf (Walz) Wanderschaft zu gehen, wie es damals noch üblich war. Wir beschlossen südlich über die Bergstraße zu wandern und kamen nach einigen Tagen in Heidelberg an. Ab Weinheim konnten wir auf ein Lastauto hinten aufsteigen und kamen so schneller nach Heidelberg. Aber unterwegs überraschte uns ein Gewitterregen und wir kamen pudelnaß dort an. Am Neckarufer trochneten wir dann unsere Kleider wieder in der Sonne und meldeten uns bei der Polizei obdachlos. Mit einer Bescheinigung konnten wir dann in der Jugendherberge übernachten. Dort bekamen wir ein Teller Suppe und ein Stück Brot als Verpflegung. Vor dem Schlafengehen wurden die Hemden ausgezogen und der Hausvater nahm dieselben wegen Kleiderläuse unter die Lupe. Dort konnten wir uns doch mal wieder richtig waschen und alle mußten nackt ins Bett. Ich glaube so 100 junge Männer aus allen Gegenden Deutschlands waren da vertreten und es gab viel zu erzählen. Wir schliefen alle in einem großen Saal und fühlten uns recht wohl in den frischen, sauberen Betten.

Am nächsten Tag trennten wir uns nach längerer Beratung. Götzelmann meinte, nach all den Embehrungen während der Wanderschaft, daß er wieder in die Pfalz nach Frankental gehen wolle, wo sein Bruder ein gutes Geschäft hatte, um von dort aus Arbeit zu suchen. Vielleicht wolle er, wenn er nichts anderes findet, wieder zu Keller gehen. Ich aber sagte dazu „Nein!“ Da wo ich erst gekündigt habe und in diese Verhältnisse gehe ich nimmer zurück. Ich hatte noch 10 Mark als eiserne Reserve in meiner Briefftasche. Damit fuhr ich mit der Bahn nach Gaggenau zu meiner Tante Gretel. Dort konnte ich mich einige Tage erholen und dann mit dem Fahrrad in der dortigen Gegend Arbeit suchen. Onkel Emil war damals Vertreter von Holzbearbeitungsmaschinen und wir konnten beide die gleichen Betriebe besuchen. So fuhren wir beide nach einigen Tagen auch nach Karlsruhe, wo ich gleich am ersten Tag Arbeit fand. Glücklicherweise über den Erfolg ging ich noch am gleichen Tag zu Familie Wilhelm Albert und bat um Aufnahme für einige Tage, bis ich eine Unterkunft gefunden hätte. Gerne nahm mich die gute Marie (geb. Weimer) auf und das vier Wochen lang. Ich arbeitete in einem Ladenbaueinrichtungsgeschäft und die Arbeitszeit von morgens 7 Uhr bis 16 Uhr mit einer halben Stunde Mittagszeit. Wenn ich dann nach 16 Uhr zurück

kam, hatte Marie ein Mittagessen fertig gehabt. So hatte die Familie Albert mir meinen Neuanfang in Karlsruhe sehr erleichtert. Ich blieb auch während meiner ganzen Zeit in Karlsruhe sehr verbunden mit Ihnen. Es tut mir sehr leid, daß die Familie wegen ihres Sohnes Willi, der ihnen damals als Schüler schon Sorgen machte, so ein trauriges Ende nahm.

Ich fand dann ganz in der Nähe meines Arbeitsplatzes ein möbliertes Zimmer in der Jorgstraße im 2.Stock bei einem kinderlosen Ehepaar names Huber. Er war aus der Bodenseegegend, sie aus Karlsruhe. Er war Kriegsversehrter und hatte im 1. Weltkrieg ein Bein verloren. Ich fühlte mich wie neu geboren in dem schönen hellen Zimmer mit weißem Bett, mit großem Fenster zur Jorgstraße, für 25 Mark mit Frühstück die Woche. Mein Wochenverdienst war am Anfang netto 28 Mark. Also ich mußte und konnte auch sehr sparen, das ich ja schon als Kind im ersten Weltkrieg gelernt habe. Bald konnte ich der Familie Albert die Schulden für die Aufnahme und Verpflegung bezahlen. So begann meine schönste Zeit meiner Jugend in Karlsruhe mit 19 Jahren; meine Wohnung 5 Minuten von meiner Arbeitsstelle und einige Minuten von der Volksküche entfernt, wo ich für 50 Pfennig ein Mittagessen in der halben Mittagsstunde einnehmen konnte.

Meine Jugendzeit in Karlsruhe (geschrieben 1989)

Meine erste Arbeitsstelle war ein Ladeneinrichtungsgeschäft in der Körnerstraße, eine Zweigstelle der Firma Rothacker aus Stuttgart. Der alte Schreinermeister hieß Lippelt, der vormals die Schreinerei betrieben hatte, und sicher die Werkstatt und das Geschäft aufgebaut hatte. Er lief ab und zu mal durch die Werkstatt und man sah ihm an, daß er früher schwer gearbeitet hatte. Der Sohn Lippelt (35 bis 40 Jahre), ein feiner Herr mit goldener Brille (sicher mit höherer Schulbildung), konnte natürlich nicht mehr mit Hobel und Säge umgehen. Er war der Chef, hatte ein Auto und einen Chauffeur. Er sorgte für die Aufträge. Im Hof vor der Werkstatt war ein Büro mit einem Techniker oder Architekten, der die Pläne und Zeichnungen fertigte. Dann kam die Werkstatt mit einer Mittelwand für Maschinen- und Arbeitsraum. Im Maschinenraum waren 2 Maschinen-Hilfsarbeiter; im Arbeitsraum 5 Schreiner beschäftigt. Im Maschinenraum hinter einem Tisch hatte der Meister, der die Arbeiten leitete und überwachte, seinen Platz. Hinter der Werkstatt waren die Büroräume mit einem Buchhalter (sicher Dipl.Kaufmann) mit zwei Bürofräulein. Es waren also 7 produktive Arbeiter und ebensoviele unproduktive. Ich arbeitete dort von Herbst 1926 bis Weihnachten 1927. Über Weihnachten-Neujahr fuhr ich nach Hause. Nach meiner Rückkehr wurde mir gekündigt, wegen Mangel an Arbeit. Ich habe es mir aber schon gedacht. Denn Ende 1927 kam einmal der Hauptchef der Firma Rothacker aus Stuttgart und hatte mal hinter die Kulissen geschaut und anschließend gab es einen großen Krach. Der hatte sich dann wieder zurückgezogen und mit dem Ladenbau wars aus. Der junge Herr Lippelt hat mit einigen Leuten dann wie ich hörte weiter gemacht.

Sofort nach meiner Kündigung ging ich auf die Arbeitsuche und fand am 2.Tag bei Gebrüder Kolb in der Bachstraße Arbeit. Die Firma Kolb waren drei Brüder, alle Schreinermeister und stammten aus Langenbrücken (also vom Land). Hier war gerade das Gegenteil mit der Geschäftsführung. Der zweitälteste Bruder Wilhelm, sicher der begabteste, machte die Büroarbeit und was sonst noch Geschäftsführung betraf zusammen mit einem Bürofräulein. Der älteste Bruder August (ein unbändiger Schaffer) besorgte mit einem Hilfsarbeiter das Zuschneiden der Hölzer. Der jüngste war der Bruder Imanuel und der war überall, wo es halt fehlte. Die drei Brüder hatten diese Schreinerei mit 3-stöckigem Haus mal käuflich erworben und einige Jahre vor meiner

Einstellung eine neue moderne Schreinerei an Stelle der alten gebaut. Alle Brüder wohnten mit Familien in dem Haus vorne in der Bachstraße und waren fromme Christen. Der Bruder August hatte einen Sohn, der im Krieg gefallen ist. Nach dem Tod der 3 Brüder führte die Tochter vom Bruder Wilhelm das Geschäft weiter und kam später in fremde Hände. So geht es halt im Leben: „Ein Kommen und Gehen“, „ein auf und ab“, alles hat seine Zeit!

Pause durch Krankheit 1989 - 1990

*Nun fast nach einem Jahr Krankheiten und Zerfall meiner Kräfte, hoffe ich, meine Erlebnisse weiter niederschreiben zu können. (Galle - Bauchspeicheldrüse)
Juli 1990*

Über die fünf Jahre meiner Jugendzeit in Karlsruhe habe ich nun bisher über geschäftliche Dinge berichtet. Aber auch die schönen und schweren Jahre habe ich nicht vergessen und will nachfolgend über mein persönliches Erleben berichten.

Mit 19 Jahren kam ich nach Karlsruhe. Es war im Herbst 1926. Meine Absicht war, die Welt kennen zu lernen, mich im Beruf weiterzubilden und später mal mich irgendwo selbständig zu machen. Doch vieles ging ganz anders, wie meine Pläne waren. Freunde hatte ich schon immer als Kind, Schüler und Jugendlicher. Eine besonders gute Freundschaft hatte ich mit Karl Löhr aus Helmstadt. Er arbeitete bei Schreiner Fertig in Kembach als ich noch Lehrling mit 17 Jahren war. Ich war vielleicht schon ein Jahr in Karlsruhe, da schrieb er mir, daß er arbeitslos wäre, und ob ich ihm in Karlsruhe für Arbeit sorgen könnte. Ich schrieb ihm zurück, daß er kommen solle und werde schon Arbeit für ihn finden und könne bei mir wohnen, bis er Arbeit und ein Zimmer gefunden hat. So geschah es, und nach wenigen Tagen hatte er Arbeit gefunden und konnte dort arbeiten bis er in den Krieg mußte. Der Zufall wollte es, daß Karl im gleichen Stock neben meinem Zimmer auch ein Zimmer mieten konnte. So waren wir immer (außer geschäftlich) beieinander und konnten uns über die Fenster unterhalten. Wir gingen meistens miteinander aus. Samstag ins Bad, Sonntagmorgen in den Stadtgarten. Sonntagnachmittag meistens Ausflüge an den Rhein oder nach Durlach zum Turmberg; meistens mit noch weiteren Berufsfreunden, welche auch in Karlsruhe arbeiteten.

Wir waren in den zwanziger Jahren und Karl war 5 Jahre älter. Natürlich gab es da auch mal Freundinnen. Aber infolge meiner noch jungen Jahren war mein bestreben frei zu bleiben, so lange wie möglich und verhielt mich auch dementsprechend. Ich fuhr damals öfters über Sonntag zu meiner Tante Gretel nach Gaggenau. Bei einer Zusammenkunft am Sonntagnachmittag brachte ein Freund von uns seine Schwester mit. Sie war in einer Gaststätte in der Küche tätig. Sie gingen mit uns aus und ich merkte bald, daß Sie immer wieder mit mir Verbindung suchte. Wir verabschiedeten uns dann mit dem Versprechen, daß wir uns wieder treffen. Damals gabs den ersten Tonfilm in Karlsruhe und ich lud sie dazu ein. Auf dem Weg dorthin war sie sehr glücklich und aufgeschlossen. Sie fragte mich nach allem, woher Eltern, Geschwister kommen und auch welche Konfession katholisch oder evangelisch. Nach dem letzten Wort ist sie verstummt. Im Kino merkte ich, daß Sie gar nicht bei der Sache, sondern öfters die Tränen abwischte. Auf dem Heimweg fragte ich dann, was denn los wäre. Ja, sagte sie, weil ich evangelisch sei. Dann sagte ich, wenn das so schlimm ist, dann wollen wir uns nicht mehr treffen. Einige Wochen später gingen Karl und ich an der Gaststätte vorbei, wo die Angnes (so war ihr Name) vor dem Eingang putzte. Als sie uns von

weitem schon sah, verschwand sie mit ihrem Putzzeug und weinte. Uns kam das lächerlich vor; aber so war es damals noch.

Eine andere Freundin, Hedwig, Verkäuferin im Bäckerladen, wo ich lange mein Brot holte und auch am Strandbad begegnete. Wir gingen auch einige mal miteinander aus. Sie wollte mich schon mal mit nach Hause nehmen. Als ich das merkte, habe ich mich wieder zurückgezogen. Ich sah sie später mit einem anderen Freund und war froh noch frei zu sein. Ich arbeitete schon eine längere Zeit bei Gebrüder Kolb, da wurde ein neuer junger Mann, August Henn aus Unterneudorf bei Buchen im Odenwald, eingestellt. Sein Arbeitsplatz neben meinem, war uns Hinterländer recht willkommen. Wir mußten bei großen Arbeiten oft zusammenarbeiten und verstanden uns sehr gut. Er sagte zu mir öfters, Hermann du gehst mit mir mal nach Buchen und machen dort ein Geschäft auf. Er war 2 Jahre älter als ich und hatte auch eine Freundin in Buchen. Er hatte später das Mädchel geheiratet und mit seinem Bruder in Buchen ein Geschäft gegründet; starb mit 51 Jahren an Lungenkrebs und hatte eine Tochter die als Kind blind wurde.

Eben durch August Henn kamen Karl Löhner und ich ins katholische Gesellenhaus oder Kolpinghaus. Dort konnte man Samstag und Sonntag das Mittagessen etwas billiger haben, was wir natürliche nutzten. Dort lernte ich schon mein späteter Schwager Gotthilf Kaufmann kennen. Eines Tages kam Karl vom Geschäft heim und sagte zu mir, daß am Samstagabend Tanz im Gesellenhaus stattfindet und ob ich auch mitkomme. Ich überlegte kurz und sagte, nein Karl, ich gehe am Samstag über Sonntag zu meiner Tante nach Gaggenau. Ich dachte, da kommen nur gut katholische Mädchen hin und da passe ich nicht hin. Karl erzählte mir natürlich wie es da war und wer alles da war usw. und auch, daß er die Adele kennengelernt hätte und deren junge Schwester dabei war, die ihm auch gefallen hätte. Nun ging Karl mit seinem Anhang „Adele“ aus und ich sein Freund mußte ja überall dabei sein. So viel mir die Rolle zu, der Begleiter von der jungen Schwester namens Otti zu sein. Ich glaube es ging ein gutes Jahr so als zurückhaltender Begleiter, dann wußten wir, daß wir zusammengehörten. Die Liebe war dann größer als die Vernunft und hatte dann auch gleich ihre Folgen. Nach der schönen Jugendzeit kam nun der Ernst des Lebens zu früh. Ich war am verzweifeln. Schrieb meinen Eltern auch entsprechend einen Brief. Die Mutter schrieb zurück und gegen mein Erwarten ein Trostbrief. Otti war kurz bevor mit ihrer Herrschaft (Forstrat) nach Buchen umgezogen und hat von dort mir die Nachricht übermittelt. Ich erinnere mich noch, daß ich an einem Sonntag tief in den Hardwald ging, weit weg von allem Stadtgetriebe, dort an einen Baum gelehnt und Zwiesprache gehalten habe. Erleichtert trat ich gegen Abend die Heimreise wieder an, bereit zu sein, für alles was kommen mag. Otti kündigte in Buchen dann bald und nahm in Karlsruhe wieder eine Stelle. An Weihnachten 1929 verlobten wir uns und hätten uns auch trauen lassen, wenn die Otti 21 Jahre alt gewesen wäre, oder ich mich hätte katholisch trauen lassen. Aber das tat ich damals um keinen Preis. Dazu war ich doch ein zu guter Protestant und ich wußte, daß Otti mit mir geht, wo hin ich auch gehe.

So blieb Otti so lange wie möglich in Karlsruhe in Stellung und mußte den Umständen wegen Ende des Winters nach Hause. Es wurde für Sie eine schwere Zeit, weil ich eben evangelisch und Ottis Mutter streng katholisch war. Mein Arbeitskollege Wittlinger und Frau, mit denen ich gute Beziehungen hatte, hätten mir finanzielle Hilfe gegeben. Aber auch das wollte ich nicht. Ich zog dann zur Familie Wittlinger mit Familienanschluß und bekam ihr Mansardenzimmer für 15 Mark. Auch Otti fand wieder eine gute Stelle in Karlsruhe bei einem Lockführer, dessen Frau herzkrank war und bekam fast den doppelten Lohn bei weniger Arbeit als beim Forstrat.

Nun konnten wir unsere Sparkonten aufstocken und ich brachte es damals auf etwa 700 Mark. Nach heutiger Umrechnung wäre das ungefähr das 15-fache.

Am 17. April 1930 ist Hans in Oberkirch geboren. Otti, die junge Mutter hat ihr Kind gut betreut, mit der Gewissheit im Herzen, sobald wie möglich zusammen zu kommen.

Ich fuhr über Sonntag meistens mit dem Fahrrad oder im Winter bei schlechtem Wetter mit der Bahn nach Oberkirch, um die Verbindung aufrecht zu erhalten. So verging die Zeit bis zum Herbst 1931. Da kam ein Brief von meiner Mutter. Der Vater sei krank, kann nichts mehr arbeiten und sie weiß nimmer wie es weiter gehen soll. Sie sei mit den 2 Kindern (Hans 7 und Marie 12 Jahre) und ihrer alten Mutter allein. Sie könne die Herstarbeiten ohne Hilfe nicht bewältigen.

Meine Schwester Elise war damals 17 Jahre und bei Pfarrersleut in Tauberbischofsheim in Stellung. Mein Bruder Heinrich hat erst mit 17 oder 18 Jahren begonnen Gärtner zu lernen und war damals im sächsischen Raum als Gärtner. Ich folgte dem Ruf meiner Mutter, kündigte, ging heim und übernahm die Feldarbeiten (Kartoffel, Rüben und Obsternte und Saat fürs nächste Jahr). Es gab sehr viel Obst im Jahr 1931 und das mußte alles gebrochen werden und in der Scheuertenne auf Stroh, nach Sorten aufgeschüttet werden, zum auslesen für den Versand im ganzen Reichsgebiet. Das waren damals unsere besten Herbsteinnahmen und wurden durch den damaligen Frauenverein vermittelt. Wir bekamen je nach Sorte und Qualität von 12 bis 20 Mark für den Zentner. Es war für jene Zeit ein gutes Geld. Bei Schreiner Fertig wurden die Obstkisten gemacht und dazu wurde ich auch öfters geholt, wobei ich mir etwas dazu verdienen konnte. Ich hatte mich arbeitslos gemeldet und mußte mich jede Woche einmal in Bad Mergentheim zum Stempeln melden. Auch das bewältigte ich mit dem Fahrrad und bekam die Woche 6,40 Mark. Es war gerade die Zeit der Brüning'schen Notverordnungen. Das hieß: Eltern mit Landwirtschaft oder sonstigem Einkommen müssen zum Teil zum Lebensunterhalt der Arbeitslosen beitragen. Auch damals hatten die Behörden keine Ahnung, wie armselig unsere Eltern lebten. Ich habe zu dieser Zeit manchmal trockenes Brot und Most zum Vesper gehabt. Für heutige Verhältnisse fast unvorstellbar.

Um Allerheiligen rum arbeitete ich mal eine Woche bei meinem Onkel Michael Hemmerich, mit seinem damaligen Gesellen Andreas Bolg aus Dietschhan. Im übrigen begann ich den Winter über für mich und Otti Küche und Schlafzimmer zu fertigen. Ich durfte dazu die Werkstatt von Fertig im alten Hinterhaus benutzen, wo damals sonst nichts gearbeitet wurde.

Dann kam das Jahr 1932 in dem sich die Ereignisse überschlugen. Bei meinem Vater wurde, ich glaube es war im Dezember, vom Arzt zum Staublungenleiden noch ein Nierenleiden festgestellt (Schrumpfniere). Er mußte dann ganz salzlos leben und man merkte den Kräfteverfall immer mehr. Im Januar brachte ich ihn dann mit dem Auto nach Würzburg ins Juliusspital, um Klarheit zu erhalten. Nach einigen Wochen Untersuchungen konnte ich ihn wieder abholen. Auf dem Heimweg sagte mein Vater zu mir: „Ich hab mit dem Arzt gesprochen und weiß alles; gesund werd ich nimmer und werd auch nicht mehr lange leben!“ Still und bedrückt fuhren wir nach Hause. Ich war dann doch zufrieden, daß ich heim gekommen bin, um meinen Eltern in dieser schweren Zeit beistehen zu können. Am 29. Februar 1932 verunglückte mein Onkel Michael (Vaters Bruder) tödlich mit seinem Moped auf der Heimfahrt bei Urphar. Für meinen todkranken Vater war das ein harter Schlag. Mein Onkel hinterlies eine Schuldenlast von ca. 9000 Mark. Die Hinterbliebenen waren völlig verzweifelt und wußten nicht mehr wie es weiter gehen soll. Sie baten mich und ihren damaligen Gesellen Andreas Bolg aus Dietschhan zu helfen und die Schreinerei zu übernehmen. Wir übernahmen das Material und Werkzeug käuflich und mieteten die Werkstatt. In den Monaten März und April haben wir dann die in Auftrag gegebenen Arbeiten fertig gestellt und nach Mannheim geliefert. Ich arbeitete dies alles umsonst, wegen ihrer mißlichen Finanzlage und damit sie für die Arbeiten das Geld noch einnehmen konnten. Es wurde dann ein Ausgleichsverfahren zustande gebracht und mußten dann nur einen Teil ratenweis die

Schulden zurückbezahlen. Den größten Teil mußten aber die Gläubiger schlucken. Die Schreiners-Tante machte dann ein Gemischtwarengeschäft auf und so ging es dann auch wieder weiter. Am 1.Mai 1932 wurden wir beide dann Geschäftsinhaber und stürzten uns mit aller Kraft in die Arbeit. Andreas Bolg war genau so alt wie ich, 24 Jahre, und wir schauten hoffnungsvoll in die Zukunft. Wir verstanden uns gut, hatten gegenseitiges Vertrauen. Zum Anfang zahlten wir uns 45 Pfennig aus, damit wir unsere Rechnungen auch gleich bezahlen konnten. 40-Stundenwoche gab es damals noch nicht. 60 Stunden war für uns normal, aber oft mußte, wenn es dringend wurde, auch länger gearbeitet werden. Damit war meine Existenz sicher gestellt und ich berichtete Otti was alles geschehen ist und lud sie zu einem Besuch bei uns ein, damit sie auch meinen Vater noch vor seinem Ableben kennen lernen konnte. So geschah es auch und Otti kam auf Besuch und wohnte bei Schreiners-Tante zwei Wochen. Ich versicherte ihr schon damals, daß sie nun bald kommen sollte, damit wir endlich hier unsere Familie gründen können.

Am 9. Juni 1932 starb dann mein Vater, nachdem er nur einige Tage bettlägerig geworden war. Er mußte die letzten Wochen immer brechen und konnte fast nichts mehr zu sich nehmen. Der Tod trat dann durch Urinie (Urinvergiftung) ein. Mutter und ich waren die letzten Tage und Stunden bei Ihm bis er die Augen für immer schloß. Es war sehr schwer für Mutter, da meine jüngsten Geschwister Hans sieben und Marie 12 Jahre alt waren.

Mit dem Ableben meines Vaters bin ich dann der älteste Mann in unserer ganzen Verwandtschaft geworden. Arbeit und Sorgen haben nicht gefehlt. In der Werkstatt möchte ich doch jede Stunde sein, um Geld zu verdienen, aber auch die Landwirtschaft mußte mit vorsorgt werden. Im Oktober als die Feldarbeiten zu Ende gingen, schrieb ich Otti sie soll jetzt kommen und ihre Papiere (Geburtsurkunde usw.) mitbringen. Sie kam mit Hans (jetzt schon 2 Jahre alt), und mit ein paar Habseligkeiten, angereist. Am 9. November 1932 ließen wir uns dann in der Kirche evangelisch Trauen. Wir hielten ein ganz kleines Hochzeitsfest im engsten Familienkreis. Von Otti's Angehörigen kam so wie so niemand wegen dem anderen Gebetsbuch, und auch wegen dem Heimgang meines Vaters wollte ich kein großes Fest ausrichten. Ich lud nur meine Patenleute Hofmanns und meine drei besten Jugendkameraden dazu ein. Tante Babett (Kaspers-Bäs) war die Köchin und so war das gar kein so kostspieliges Fest, denn ich hatte von keiner Seite Kostenhilfe zu erwarten. Wir wohnten dann so 1 bis 1 ½ Jahre bei Mutter oben im Stüble, schliefen im alten Bett und Hans in der Wiege am Fußende. Damit wir unsere Kleider unterbrachten, habe ich den neuen Kleiderschrank oben im Stüble aufgeschlagen. Die anderen Möbelteile, die ich dem letzten Winter über gefertigt habe, waren zum Teil bei Kaspers-Bäs untergestellt. Es war um diese Zeit in der Werkstatt sehr notwendig, sodaß ich nach dem Hochzeitstag am 10. Nov. früh um 7 Uhr wieder in der Werkstatt sein mußte. Mein Kollege Bolg und ich haben uns zum Meisterkurs in Wertheim angemeldet und mußten wöchentlich 1 oder 2 mal nach dort mit dem Motorrad (Bolg) fahren. Der Abendkurs von 18 bis 22 Uhr den Winter über bis Ostern und im April abschließend die Meisterprüfung. An solchen Tagen arbeiteten wir bis 17 Uhr, aßen ein Vesperbrot und kamen abends ½ 11 Uhr nach Hause. Otti blieb da immer auf und richtete mir noch ein Abendessen. Zur Meisterprüfung mußten wir beide 3 Tage nach Mannheim. Wie knapp ich damals mit Geld war, das kann sich heute kaum noch jemand vorstellen. Ich schrieb an Lehrer Martin Hörner nach Neckarau und bat um Quartier für uns beide. So konnten wir ohne große Unkosten die 3 Tage verbringen. Ich ließ mir vom Nachbar Schneider Stapf 50 Mark. Konnte die aber bald wieder zurückzahlen. Martin Hörners Frau (Pauline) hat uns die drei schweren Prüfungstage gut versorgt. Die Pauline mit ihren Eltern kam als Schulmädchen alle Jahre in den Sommerferien zu meinem Schreiners-Onkel. Wir kannten uns deshalb schon als Kinder

sehr gut und die Freundschaft entstand schon in der Zeit, als mein Onkel als junger Schreiner Geselle in Neckarau arbeitete.

Im Frühjahr 1934 mietete ich die Wohnung im obersten Stock in der Fabrik Georg Hörner (Eisners-Järb) und zog dort ein. In 2 großen Zimmern und Küche mit Abstellraum konnte ich dann meine Möbel alle gut aufstellen. Wir waren dann sehr glücklich ein eigenes Heim zu haben. Bei Mutter kamen immer mal wieder Heinrich und Elise auch nach Hause und war dann alles zu notdürftig und zu eng. Unsere Wohnung war zu damaliger Zeit, vielleicht vom Lehrer abgesehen, die schönste im Dorf.

Der Anfang im Geschäft kostete damals Nerven und Ausdauer. Die Jahre von 1928 bis 1934 waren wirtschaftlich die schlechtesten Jahre des Jahrhunderts mit Ausnahme der zwei Weltkriege, die ich erlebte. Mein Kollege Bolg hatte schon ein Motorrad, mit dem wir Sonntags auf Arbeitsuche fahren konnten. Aber wir kamen trotzdem langsam vorwärts und konnten nach 2 Jahren zwei Lehrlinge und später auch einen Gesellen einstellen. Die Werkstatt wurde dann schon zu klein und ich mietete noch einen Raum in der Fabrik dazu, wo ich Arbeiten zum fertigmachen hin bringen konnte.

So vergingen die 30er Jahre in denen Hitler 1933 an die Macht kam. Es gab dann mehr Arbeit wegen der Aufrüstung; aber das Gespenst des Krieges stand damit für mich am Himmel. Ich wollte mich um keinen Preis dem Nationalsozialismus anschließen und mußte politisch verstummen. Es war vielleicht nicht richtig, aber die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Zeit zwangen mich dazu. Jeder hat damals um seine Existenz gekämpft und als einer kam und Arbeit und Brot versprach war es geschehen. Über diese schändlichste Epoche der deutschen Geschichte will ich hier nicht weiter berichten, denn dieser Mangel der deutschen Geschichte wird in die Weltgeschichte eingehen solange es Menschen gibt. Auch unseren christlichen Glauben wollten die damaligen Machthaber ummodellieren, was ihnen jedoch nicht gelang. Viele Menschen, die sich widersetzen wurden einfach in Lager gesperrt und auch hingerichtet. Die Lehrer, die in unserem Dorf die Orgel spielten durften das nicht mehr. So kam im Frühjahr 1937 der Pfarrer zu mir und klagte über die derzeitigen Verhältnisse im Gottesdienst. Der Pfarrer mußte nämlich den Gottesdienst halten und die Orgel spielen - dauernd Treppe rauf und runter. Nach einer Umfrage im Dorf wäre ich der einzige, der das lernen könnte, sagte der Pfarrer zu mir. Ich sagte zu, weil ich Musik liebte und weil ich auch helfen wollte, wo man helfen konnte. So lernte ich mit 30 Jahren nochmals Orgel spielen und bekam vom Pfarrer, natürlich nur abends, Stunden auf einem alten Harmonium. Ab September, nachdem ich schon einigermaßen Choräle spielen konnte, mußte ich den Organistendienst übernehmen. Es war gar nicht so einfach und kostete schon Nerven. Denn üben konnte ich nur abends, wenn die Kinder im Bett waren und nur bis 10 Uhr. Ich habe damals meiner Stabilität zu viel zugetraut und die Folgen blieben nicht aus. Es war am 2. Januar 1938, Sonntag nach Neujahr, mußte ich wieder den Organistendienst versehen. Schon vor dem Gottesdienst hatte ich Magenschmerzen und wärmte mich, über den Herd gebäugt, auf. Ich spielte noch das Eingangsglied, aber beim Hauptlied wurde es mir übel und konnte nur noch die Treppe hinunter springen, die hintere Tür öffnen, mußte mich erbrechen und war mit Blut vermischt. Gekrümmt vor Schmerzen begleitete mich meine Mutter nach Hause und mußte ins Bett. Am Nachmittag rufen wir den Arzt, und der gab eine Spritze gegen die Schmerzen. Eine Zeitlang half dies etwas, dann kam die furchtbarste Nacht in meinem Leben. Bis morgens um 4 Uhr hielt ich es aus. Dann schickte ich Otti zu meinem Freund Wilhelm Arnold, er müsse sofort zum Arzt und für mich Hilfe holen. Er kam zurück mit der Überweisung sofort ins Krankenhaus nach Würzburg. Das war der erste Tiefschlag und

3 Wochen im Krankenhaus mit Schleimsuppe sonst nichts. Das schlimmste aber war, daß ich keine Krankenversicherung hatte und kein Geld.

Ein Bankkonto wie heute gab es damals noch nicht. Nur im Geschäft hatten wir ein Konto (Giro-Konto) aber damit wollte ich nicht das Geschäft belasten. So forderte die Krankenhausverwaltung einfach die Kosten von unserer Gemeindekasse, was mir ja sehr peinlich war. Eine schnelle Rückzahlung war für mich dann selbstverständlich. Diagnose: Magengeschwür mit Durchbruch, aber nicht nach außen, sondern nach innen, weil die Stelle ziemlich oben am Mageneingang war. So kam ich ohne Operation davon. Nach drei Wochen wurde ich wieder entlassen und ich nahm gleich wieder die Arbeit auf und auch den Organistendienst. Den ganzen Winter über hatte ich dann Diät gelebt und obwohl wir geschlachtet hatten, nichts davon gegessen. Ich hatte während der Krankenhauszeit das erste Mal Zeit gehabt über mein Leben nachzudenken. Nach diesem Fall haben wir beide, Bolg und ich, gleich eine private Krankenversicherung abgeschlossen. Bis dahin haben wir nur gearbeitet und nicht an uns selbst gedacht. Außer diesem Zwischenfall waren die Jahre bis 1940 die schönsten Jahre. In dieser Zeit ist am 21. Dezember 1934 Horst und am 2. Oktober 1937 Werner geboren. Allerdings hat es bei harter Arbeit schon Jahre gebraucht, bis ich vom Nullpunkt zu Verhältnissen kam, die annehmbar waren.

In diesen Jahren der Hitlerzeit wurde ja alles organisiert in jeden Sonntag marschierte die SA. Ich hatte mal einen Sanitätskurs mitgemacht und auch wir mußten dann sonntags marschieren. Bis 1938 habe ich das mitgemacht, dann bis ich wieder aus der Sanitätskolonne ausgetreten. Später hat sich herausgestellt, daß es gut war, denn das 1. Kriegsjahr ist mir deshalb erspart geblieben. Am 1. September 1939 ging der Krieg gegen Polen los, und die Sanitätskolonnen mußten schon alle mit zum Einsatz. So wurde ich dann später am 1.10.1940 zur Luftwaffe eingezogen und mußte diesen wahnwitzigen Krieg mit durchstehen.

Davon aber jetzt nichts mehr. Vielleicht später mehr darüber, wenn meine Kraft noch ausreicht. Ich möchte meine Berichte gerne fortsetzen, aber meine Sehkraft und auch mein Gedächtnis läßt merklich nach, sodaß ich kaum noch lesen kann, was ich schreibe. Trotzdem will ich so lange wie möglich meine Erlebnisse niederschreiben. (Sept. 1990)

Meine Kriegsjahre und das bittere Ende (geschrieben im Dezember 1990)

Nachdem unsere Jahrgänge schon vor längerer Zeit gemustert waren und der Polenfeldzug 1939 und auch der Frankreichfeldzug 1940 so erfolgreich verlaufen sind, wurde von der Hitlerführung der Krieg gegen Russland geplant. So kamen ich und auch mein Kollege Bolg nicht um den Kriegsdienst herum und bekamen unsere Meldungsbefehle für den 1. Oktober 1940.

Ich kam zu einer Luftwaffenausbildungskompanie nach Deiningen bei Nördlingen. Nach 6-wöchiger Ausbildung wurden wir nach Buchenbühl bei Nürnberg verlegt. In einem großen Barackenlager untergebracht, mußten wir zeitweise Arbeitsdienst leisten. Kurz vor Weihnachten wurden wir dann in Viehwagen mit der Bahn nach Frankreich in die Normandie gebracht. Dort sind wir als Besatzung und Bodenpersonal bei einer Jagdfliegerstaffel eingesetzt worden und bezogen in Berneu (eine kleine Stadt) eine Feuerwehrekaserne. Von dort mußten wir jeden Tag mit Marschgesang durch die Stadt zum Flugplatz, der auf der Höhe lag, zum Dienst marschieren. Dort verbrachten wir den ersten Kriegswinter bei mildem Wetter und bis Ende April ging diese erträgliche Zeit. Und wiederum kam der Befehl Abmarsch mit der Bahn in Viehwägen nach unbe-

kanntem Ziel. So nach 10 Tagen kreuz und quer durch Deutschland kamen wir in Litzmannstadt (Lotz - Polen) an und von dort mit Lastwagen an die russische Grenze, so 10 km hinterm Bug bei Brestlitowsk. In einem polnischen Dorf (Rokosnitza) wurden wir einquartiert und mußten dort Feldflughafen bauen und große Benzintanks eingraben. Am 21. Juni 1941 ging dann der Feldzug gegen das Riesenreich Rußland los. Wir mußten dann im Mittelabschnitt der Front nachrücken und kamen so bis Dezember 1942 bis in den Raum bei Wiasma so ca. 200 km vor Moskau. Von dort wurden wir wieder mit der Bahn abtransportiert und kamen nach Deutschland zurück zur Flak zwischen Rhein und Holland. Damals hat der Luftkrieg der Engländer und Amerikaner begonnen, und ich habe miterleben müssen, wie eine Stadt nach der anderen in Schutt und Asche zerstört wurde. Hier war ich bis Kriegsende und wurde nach Rückzug über den Rhein im Ruhrgebiet von den Amerikanern eingeschlossen. Wir waren noch ein Rest unserer Einheit (Mitte April 1945) und wußten keinen Ausweg mehr. Unser Führungsoffizier stellt dann jedem ein Wehrmachtentlassungspapier aus, warfen unsere Bewaffnung in einen Brandweier und ein jeder sollte sehen, wie er die Heimat erreichen kann. Mit einem jungen Kamerad aus Alitzheim bei Ochsenfurt machte ich mich auf die Heimreise und hatte Glück. Dies war nur möglich, weil wir unsere Uniform schon am zweiten Tag mit alten Klamotten auf einem Bauernhof vertauschen konnten. Nach 10 Tagen mit vielen Hindernissen kam ich am 26. April 1945 in Kembach an. Meine letzte Etappe war von Frammersbach im Spessart bei Lohr über den Main nach Marktheidenfeld, Homburg, Dertingen nach Kembach. Es war gegen Abend und ich traute mich nicht ohne weiteres ins Dorf zu gehen. Vom Hühnerberg oben entlang habe ich den Ort beobachtet, ob alles frei von amerikanischer Besatzung. Ich habe das stille Dorf eine Weile beobachtet und bin dann vom Häsleinsweg ins Heimatdorf gegangen und stand dann vor einer verschlossenen Haustür. Ich klopfte dann am Fenster bei Adam Mayers Wohnung. Zögernd kam Mayers Marie ans Fenster und war erstaunt über meine Erscheinung als Zivilist. Sie öffnete mir die Haustür und ich stieg die Treppe hinauf und trat in die Küche, wo Otti allein am Tisch saß und las in einem Buch. Die Kinder waren schon ins Bett gegangen und diese Überraschung brachte sie wieder alle auf die Beine. Also ich war der erste Heimkehrer; der Krieg ging erst 14 Tage später ganz zu Ende; ahnungslos was nun alles über mich in den nächsten Tagen hereinbrechen sollte.

Meine erste Frage an Otti war, was ist mit dir, du bist so blaß und siehst schlecht aus. Sie klagte über ihr gesundheitliches Empfinden schon seit einiger Zeit und veröffentlichte mir auch dabei, daß dem kleinen Werner vom Romweber-Bub bei der Großmutter im Hof der Mittelfinger abgehackt wurde. Ich nahm das alles zur Kenntnis mit der Hoffnung, daß doch alles wieder gut werden wird. Nach dieser, für mich nie vergessenden Begegnung nach dem verlorenen Krieg, sagte ich zu Otti: "Ich muß mich jetzt drüben im Speicher ausziehen und baden damit ich kein Ungeziefer ins Haus bringe!" Ich hatte nämlich unterwegs mit einem Kameraden zusammenschlafen müssen, der Kleiderläuse hatte. Nach dieser ersten erregenden Begegnung gingen wir dann schlafen. Endlich wieder einmal im Bett, dachte ich, nach langer Zeit, denn auf der Heimreise und die letzten Kriegswochen habe ich meistens im Freien oder Schuppen und Scheunen übernachtet. Die Bettdecke mußte ich bei Seite räumen und nur mit einer Decke konnte ich schlafen. Am nächsten Morgen (Freitag) stand ich nur zum Essen auf und legte mich wieder nach all den Strapazen und Embehrungen ins Bett. Am Samstagfrüh stand Otti schon bald auf und sagte sie müsse mit dem Werner nach Neubrunn zum Doktor, um die abgehackte Fingerwunde verbinden zu lassen. So gegen Mittag kamen sie wieder zurück und Otti richtete das Mittagessen. Wir setzten uns also nur das eine mal gemeinsam an den Tisch und während dem Suppenessen legte Otti plötzlich den Löffel hin und sagte: „Mir ist so schlecht - ich kann nichts mehr essen!“

Sie mußte sich dann ins Bett legen und dachten es ist halt die Aufregung und wird schon wieder vorübergehen. Sie bekam Fieber und mußte auch am Sonntag das Bett hüten. Am Sonntagnachmittag kam Kätchen Gramlich zu Besuch und wunderte sich, daß Otti jetzt wo ich gekommen bin im Bett liegt und krank ist. Otti antwortete ihr, daß es nicht so schlimm sei und sie deswegen nicht gleich sterben werde. Am Montag merkte ich, daß die Sache ernst wird, denn das Fieber stieg bis 40 Grad und fällt dann wieder auf 35 Grad. Ich ging zum Dr. Keweloh und trug ihm mein Bedenken vor. Er sagte er könne nicht kommen, da ihm sein Auto von den Amerikanern weggenommen wurde. Auf mein Drängen meinte er, wenn ihn der Pfeufer-Wirt mit dem Fuhrwerk nach Kembach bringen könnte. Also ging ich zum Pfeufer-Wirt und trug ihm meine Sache vor. Dieser lag krank im Bett und meinte, das könne er nicht. Der Wirt hatte sicher gemerkt, wie ernst es mir war und ist dann doch aufgestanden und brachte mit dem Fuhrwerk Dr. Keweloh von Neubrunn nach Kembach. Er untersuchte Otti eine Weile und machte ein bedenkliches Gesicht. Er meinte, es sieht aus wie eine innere Vergiftung. Am nächsten Dienstag merkte ich, daß der Zustand noch schlechter geworden ist. Ich überlegte mit unserem damaligen Nachbar Grosch (späterer Bürgermeister von Tauberbischofsheim), ob und wie man Otti in ein Krankenhaus bringen könnte. Aber der Krieg war noch nicht ganz zu Ende; Würzburg war ein Trümerhaufen und nirgends ein Auto zu bekommen. Es folgte eine unruhige Nacht und am Mittwochfrüh merkte auch Otti, daß es mit ihr zu Ende geht. Sie rief ihre drei Buben ans Sterbebett und verabschiedete sich mit den Worten: „Folgt Vater!“ Wie versteinert stand ich vor dem Bett meiner sterbenden Otti. Sie sprach noch mit halblauter Stimme ein Vaterunser und schlief für immer ein. Als ich in die Küche kam, saß der kleine Werner (7 Jahre) auf dem Schuhbänkle und weinte laut und rief: „O Gott, o Gott meine Mama!“ Ich konnte ja kaum ein Gespräch mit Otti führen und alle Hoffnungen waren zerbrochen. So schwer es auch war, ich mußte für die Bestattung sorgen. Für mich war damals eine Welt zusammengebrochen, ebenso wie ganz Deutschland mit dem Zusammenbruch des Hitlerreiches zerbombt und vernichtend am Boden lag. Wie soll es weiter gehen? Warum mußte ich vom Krieg unverletzt heimkehren und unsere liebe Mutter mit ihren 3 Buben wurde uns genommen? Warum? Ja, lange dauerte es bis sich die aufgewülte Seele wieder etwas beruhigte.

Ich mußte nach der Schilderung jetzt nach 45 Jahren eine Pause machen. Denn bei der Erinnerung an diese schwere Woche, bricht der große Schmerz wie eine alte Wunde wieder hervor. Mit Worten kann man das nicht wieder geben, wie es mir damals zumute war. (geschrieben im Januar 1991)

Die Jahre nach dem Krieg (geschrieben Januar 1991)

Wie voraus zu sehen war, kamen schlechte Jahre auf uns zu; Hungersnot und Armut war die Devise. Lebensmittel und überhaupt alles gab es nur auf Marken. Auch für mein Handwerk bekam ich kein Material. Nur wer während des Krieges sein Geschäft weiter führen konnte, bekam sein Kontingent (Zuteilung). So waren wir, wie auch ganz Deutschland am Punkt „Null“ angelangt. Wir bauten unsere paar Äcker an, so wie es Otti auch schon den Krieg über gemacht hatte, hielten ein paar Schweine, Hühner und Ziegen. Ich machte ab und zu Schreinerarbeiten gegen Getreide von den Bauern, damit unser Brot für die Familie reichte.

Das Drama meiner Heimkehr mit dem Sterben von Otti und dem Verlust meiner 2 Brüder, Heinrich und Hans als Kriegsvermißte, sowie mein Schwager Rudi Krug als Kriegsgefallener, hätte mich und auch meine Mutter nicht schwerer treffen können. Doch das Leben mußte weitergehen, und es ging auch, mit Mutters Hilfe und nach dem Heimkommen von Schwester Marie, weiter. Sobald es möglich wurde, nahm ich mein Sohn Hans mit in die Werkstatt, damit er mein Schreinerhandwerk erlernte. Er war 1944 konfirmiert worden, und wir brachten ihn nach Oberkirch in die Lehre, wo er bei seinen Großeltern wohnen konnte. Als im Herbst oder Winter 1944-1945 die deutschen Fronten zurückweichen mußten, wurden die 14-jährigen Buben nach Elsaß zu Schanzarbeiten beordert, wobei sie schon von feindlichen Flugzeugen beschossen wurden. Hans kam gerade noch vor dem Durchstoß der Amerikaner in unsere Heimat nach Kembach zurück. Otti hatte schon lange um Hans gebangt und war froh, daß er doch noch rechtzeitig heim kommen konnte. Auch ich bin dann bald gekommen und war der erste Heimkehrer und dann das schrecklichste Ende.

Meine Schwester Marie kam mit dem letzten Schiff von Riga, wo sie als Krankenschwester im Krieg tätig war, über die Ostsee nach Deutschland zurück. Von dort mußte sie zu Fuß oder vielleicht teils als Anhalter nach Kembach und kam so Mitte Sommer 1945 bei mir an. Sie versorgte ein Jahr lang unseren Haushalt und ging dann wieder in ihren Beruf als Krankenschwester.

So verbrachte ich mit meinen 3 Buben die drei ersten Nachkriegsjahre. Jeder mußte für seine Kleiderordnung sorgen und mithelfen, daß in der Familie einigermaßen Ordnung war. Es war schon eine schlimme Zeit. Die Buben wuchsen aus ihren Kleidern, und es gab nichts zu kaufen. Meine Mutter half ja so gut sie noch konnte und hat mich nach ein paar Jahren immer wieder ermahnt, nicht allein zu bleiben. bis ich mich endlich im Frühjahr 1948 durchgerungen habe etwas zu unternehmen.

So bin ich von Kaufmann's, die in Spettels Haus wohnten, bei einem Sonntagsspaziergang auf ihre Schwester Anna aufmerksam gemacht worden und schrieb dann auch bald den denkwürdigen Brief nach Karlsruhe.

Bevor ich aber jetzt weiter berichte, möchte ich zum Kriegsende noch etwas nachtragen: Der Krieg war am 8. Mai 1945 mit der bedingungslosen Kapitulation zu Ende gegangen. Fast alle noch lebenden deutsche Soldaten waren in Gefangenenlagern untergebracht und haben schweres durchstehen müssen. So verging der Sommer 1945 und im August wurde es Ernte, und außer mir und noch einem Genesungsurlaubler war noch kein Kembacher vom Krieg zurückgekehrt. So ging ich mit Mutter und Marie auf den Mühlenberg zum Weizen schneiden. Da plötzlich läutete es Sturm, so um 15 Uhr (das ist ein dreimaliges Läuten mit Abständen). Wir gingen wie alle Leute, die auf dem Feld waren, heim ins Dorf und erfuhren, daß ein Kommando Amerikaner ins Dorf kamen, um eine Razzia durchzuführen. Das heißt, alle Wohnungen wurden nach Waffen, Fotoapparate, Hitlerbildern usw. durchsucht. Ich selbst und der Mann vom Roß wurden gleich am Rathaus festgehalten und wurden dann vor den Augen meiner Buben mit einem LKW abgefahren und in den Gefängnishof nach Wertheim gebracht. Ich konnte mir, gerade noch eine Tasche mit einigen Broten holen lassen (ich glaube von Horst), welche mir über die Hungertage hinweg halfen. Am gleichen Abend ging es wieder auf LKW weiter nach Tauberbischofsheim und dort im Schloß untergebracht. Zwei Tage, Samstag und Sonntag, waren wir dort eingesperrt mit einem kleinen Päckchen als Verpflegung. So war es gut, daß ich mir vor Abfahrt von meinen Buben einige Stücke Brot holen ließ. Am Montagfrüh ging es wieder mit LKW weiter nach Aalen in ein großes Gefangenenlager im Freien hinter Stacheldraht. In diesem Lager war wenigstens eine große Montagehalle als einzige Überdachung, wo wir uns bei Nacht auf Betonklötzen niederlegten, welche wir mit etwas gerupftem, dürrerem Gras polsterten. Wir hatten auch kein Eßgeschirr und suchten uns bei den Abfällen leere Konservendosen,

damit wir doch etwas aus einer Gulaschkannone fassen konnten. Ein weitläufiger Verwandter von mir, Rudolf Schwab aus Urphar, war, nur mit Hose ohne Hemd (vom Felde weg), auch mitgenommen worden. Drei Tage dauerten die Verhöre und Untersuchung nach SS-Merkmalen und Parteizugehörigkeit. Am letzten Tag, Mittwoch, mußten wir auf einem großen Platz antreten, wo wir dann nach Bezirken eingeteilt wurden. Bei glühender Hitze mußten wir halbverhungerten, vieltausenden von Männern den ganzen Nachmittag stille stehen, und wo die Einteilung nicht so schnell klappen wollte, gabs Fausthiebe und Gewehrkolbenstöße. Am späten Abend wurden wir dann wieder auf LKW's nach Wertheim gebracht, und am Marktplatz abgeladen. Mit dem Gefühl unbelastet und endlich frei zu sein, ging ich zu Fuß nach Kembach zurück. Aber auch das ging vorüber, wie so vieles, das über mich während des Krieges und danach gekommen war.

So vergingen die Jahre bis 1948 und ich hatte schon vermerkt, daß ich an Anna Spettel, welche damals im Diakonissenkrankenhaus in Karlsruhe-Rüppur tätig war, geschrieben habe. Nach einer Weile kam die Antwort mit der Bereitschaft, diese schwierige Aufgabe zu übernehmen. Sicher mußte sie sich nach reiflichen Überlegungen zu diesem Entschluß durchringen. So gab sie ihre Stelle bald auf, kam zurück, um sich für Ihre zukünftige Aufgabe vorzubereiten.

Am 31. August 1948 ließen wir uns trauen und hielten eine kleine Hochzeit, eben der damaligen Zeit entsprechend. Am 21. Juni 1948 war nämlich die Währungsreform, das hieß, ein neuer Anfang nach dem verlorenen Krieg mußte geschaffen werden. Das ganze Geld und die Ersparnisse sind damit wertlos geworden und jeder deutsche Bürger bekam 40 DM zum Neuanfang. So mußten wir unsere Hochzeit mit 80 DM halten, für heutige Verhältnisse unvorstellbar. So hatten wir nach dem Fest keine 10 Pfennige mehr und es mußte trotzdem weitergehen.

Ich hatte das Glück, daß ich für Ersa-Sachs (ein guter Kunde) 1948 Schreinerarbeiten machen konnte. Herr Sachs hatte in Berlin eine LötKolbenfabrik und ist nach dem Krieg nach Wertheim geflüchtet. Er stammte aus Blaufelden aus einer Schmiedefamilie.

Nach dem Krieg hatte ich mit Hans als Lehrling in der alten Werkstatt weitergearbeitet und mit den Jahren kamen die deutschen Kriegsgefangenen aus allen Herren Ländern wieder zurück. Oft kurz vor dem Hungertod, besonders aus Russland-Sibirien, von wo auch viele nicht mehr heimkehren konnten. So kam auch der Mann meiner Cousine (Ludwig Zimmermann, Berufssoldat, früher gelernter Küfer) zurück und wollte sein Küferhandwerk ausüben, was auch nicht lange dauerte. Dadurch wurde mir die Werkstatt gekündigt und ich mußte sehen wie es weiter gehen sollte. Also kamen wieder neue Probleme auf mich zu.

Ich sah keinen anderen Ausweg, als eine neue Werkstatt zu bauen; tauschte ein größeres Ackergrundstück im Rot mit einem Roßwirtsacker in den Scheueräcker und baute sozusagen mit Nichts eine Werkstatt. Dabei machten wir was möglich war selber und holten die Mauersteine aus unserem Steinbruch. Das Sparrenholz holte ich aus dem von Spettels mitgebrachten Holzteil „Kieselrain“. Decken, Fenster und Türen konnten wir selbst fertigen. Auch der trockene Sommer im Jahr 1949 war günstig, sodaß der Bau ohne ein Tropfen Regen unter Dach kam. Trotz allen Mitarbeiten und Einsparungen kamen die Werkstatt auf ca. 10.000 DM. Um das zu bewältigen, mußte ich natürlich einen Kredit aufnehmen. Ich hatte damals ja noch kein Grundstück auf meinen Namen. Durch Fürsprache von meinem Nachbar und Freund Herr Grosch (späterer Bürgermeister von Tauberbischofsheim) erhielt ich 3.000 DM von der Badischen Bank

in Wertheim. Also gleich nach dem Wiederaufbau den Buckel voller Schulden und so ging es fast mein ganzes Leben lang weiter. Ich weiß noch wie ich die letzte Rechnung für die Werkstatt dem Spengler August Hörner von Höbefeld bezahlt habe; ich glaube es war so ein Jahr darüber vergangen.

Im Spätjahr 1949 konnten wir dann in die neue Werkstatt mit vier Arbeitsplätzen und abgetrenntem Maschinenraum einziehen und freuten uns in so schönen hellen Räumen arbeiten zu können.

In diesem arbeitsreichen Jahr ist am 1. September auch Armin geboren. Hans hatte seine Lehrzeit 1948 beendet und war schon als Geselle tätig. Inzwischen hatte ich einen Lehrling, Fred Schlör aus Holzkirchhausen eingestellt, und wir drei waren die ganze Belegschaft zum Anfang in der neuen Werkstatt.

Wie schon bemerkt, hatte ich so nach einem Jahr die Werkstattbaurechnungen bezahlt. Aber die 3.000 DM Schulden bei der Badischen Bank waren für mich, bei den damaligen Verhältnissen, eine schwere Last. Jedes Quartal kamen Zinsabrechnungen mit 13% und noch andere Spesen und Unkosten hinzu, welches mir langfristig unmöglich erschien. Nun war ich mit meinen Sorgen ja nimmer allein und hatte wieder eine gute Lebensgefährtin an meiner Seite. Wir hielten Rat, wie wir die Zinslast verbessern könnten und unsere gute neue Mutter und Frau nahm sich der Sache an und suchte einen zinsbilligeren Geldgeber. Nach einigen mißglückten Versuchen fand sie ein solcher beim Kaufhaus Dengel in Neubrunn. Nach Schilderung meiner damaligen Lage bekam ich von Dengels ein Darlehen von 2.500 DM zu 5% Zins. Ich zahlte sofort die 3.000 DM Bankschulden wieder zurück und waren wie befreit von dieser Last. Alle Jahresende ging dann Anna zu Dengels nach Neubrunn, kaufte was ein, bezahlte die Zinsen und wenn möglich auch Abschlagszahlungen. Längst sind die alten Dengels gestorben. Für uns beide aber bleibt diese Hilfe in dankbarer Erinnerung, so lange wir leben.

So sind wir in die fünfziger Jahre gekommen, nachdem wir 1949 wieder deutsche Regierungen bekamen. Das besetzte Deutschland wurde in zwei Teile, eine westliche Bundesrepublik und eine östliche DDR, geteilt. Der westliche Teil blieb von Amerikanern, Franzosen und Engländern besetzt, der östliche Teil von den Russen. Die letzten Kriegsgefangenen waren heim gekommen und das deutsche Volk begann nach dieser Hitlerkatastrophe den Wiederaufbau der zerstörten Städte und Industrie. Schon 1946 wurden alle Deutschen aus Ostdeutschland Schlesien, Pommern, Ostpreußen, Sudetenland usw. ausgewiesen. Viele Millionen mußten ihre Heimat, nur mit einem Bündel - was sie halt tragen konnten, verlassen. Die Flüchtlinge (wie wir sie nannten) mußten in allen Städten und Dörfern verteilt werden und auch in unserem Dorf kam ein Transport und mußten aufgenommen werden. Ein Teil davon ist bald in bessere Industriegebiete umgezogen. Dem Rest ist unser Dorf zur neuen Heimat geworden. In Wertheim wurden Tausende von Flüchtlingen auf dem Wartberg (Fliegerkaserne) untergebracht. Um alle die Menschen unterzubringen, mußte die Bundessiedlung in Wertheim-Bestenheid gebaut werden. Dort siedelte sich auch die Glasindustrie aus Thüringen an. Damit begann für die Stadt Wertheim und die umliegenden Gemeinden eine neue Epoche der Arbeit. Auch wir Handwerker hatten Nutzen aus dieser Aufbauarbeit; und auch in meinem Geschäft ging es aufwärts mit der Arbeit. Es wäre so alles gut gewesen, jedoch auch in diesen Jahren des Aufbaus blieben wir von Schicksalschlägen nicht verschont.

So einhalb Jahr nach der Geburt Armins hatte seine Mutter Beschwerden an der Brust. Sie mußte nach Würzburg ins Krankenhaus und sich einer leichten Operation

unterziehen. Diagnose: Brustdrüsenentzündung. Die krankhaften Stellen wurden damals scheinlich nicht richtig entfernt, sodaß später in den 60er Jahren nochmals eine Operation nötig war. Wir machten uns schon große Sorgen, aber Gott sei Dank, daß es nichts Bösartiges war.

Auch meine Gesundheit ließ seit 1946 zu wünschen übrig wegen Beschwerden im linken Oberbauch. In größeren Abständen ging ich immer wieder zu Dr. Mirus, damals noch im Haus am Berg in Wertheim, zu gründlichen Untersuchungen. Aber auch mit Hilfe anderer Ärzte konnte keine Krankheit festgestellt werden. Das ging bis Anfang 1952, da merkte ich eine Wölbung unter den linken Rippen, aber ohne Verhärtung. Darauf schickte mich Dr. Mirus mit Röntgenaufnahmen und Überweisungsschreiben nach Würzburg ins Luitpoldkrankenhaus. Nach einer Woche Untersuchungen und auf mein Wunsch hin, wurde ich operiert. Eine kindskopfgröße Zyste mit Flüssigkeit gefüllt, wurde entfernt. Sie war zwischen Bauchspeicheldrüse, Magen und Darm entstanden und gewachsen, bis ich merkte, daß es bei mir nicht mehr so weiter gehen konnte. Eine schwere Operation zu jener Zeit mit einer dreimaligen Bluttransfusion während der Operation. Am dritten Tag nach der Operation kam die Schwester und sagte, daß ich noch mal eine Blutkonserve haben müßte, damit ich wieder schneller hoch komme. Die Blutübertragung war noch nicht ganz beendet, da merkte ich, daß es mir schlecht wurde und sagte es zu der Schwester. Sie sagte, ich soll nur tief atmen und dann wird es schon wieder gehen und ging fort. Kaum war die Schwester zur Tür draus, ging bei mir ein starker Schüttelfrost los, das Herz setzte aus und ich konnte nicht mehr atmen und nur noch ab und zu einen Schrei ausstoßen. Sehr wahrscheinlich wäre ich damals gestorben; aber es geschah wirklich ein Wunder. In diesem Moment ging die Krankenzimmertür auf und Anna meine Frau mit meiner Schwester Marie kamen herein zum ersten Besuch nach der Operation. Marie als Krankenschwester kannte sofort den Ernst der Sache und rannte von der Tür weg den Arzt zu verständigen. Sie kamen eiligst herbei und nach einer Spritze vom Arzt konnte ich wieder atmen. Eine schlimme Nacht und Woche folgten, denn die fremde Blutkonserve nahm mein Körper nicht an und wurde, wie ich meine, durch die Operationswunden abgestoßen und mittels Darmrohr in die Urinflasche geleitet. Dazu kam eine starke Penicillin-Allergie, wozu auch Hautärzte herbeigeholt wurden, die kopfschüttelnd meinen Körper betrachteten. Jedenfalls ging mir am ganzen Körper die Haut runter, und ich war schon längst zu hause, bis sich die letzten Hornhautfetzen an Füßen und Händen lösten. Dabei will ich jetzt auch gleich bemerken, daß ich erst vor zwei Jahren nochmals so eine Penicillin-Allergie bekam und wieder die ganze Haut runter ging, sodaß ich sagen kann jetzt in meiner dritten Haut zu stecken.

Dazu kam noch, daß Armin als Kind mit 3 Jahren von der Fabriktrappe in den Hof stürzte und ein Schädelbruch hatte. Ich war an diesem Tag mit meinen Leuten in der Bundessiedlung beim Arbeiten und mußten die Wegstrecke mit dem Bus und von Wertheim bis zur Bundessiedlung und zurück zu Fuß zurücklegen.

Also auch in diesem zweiten Lebensabschnitt fehlte es nicht an Sorgen. Armin überwand den Schädelbruch ohne besondere Schwierigkeiten; nur Kopfschmerzen und Fieber hatte es noch öfter als Kind. Nach meiner Operation mußte ich einige Monate kurz treten bei der Arbeit.

Aber dann wurden mir 25 Jahre Gesundheit geschenkt, sodaß ich in dieser Aufbauzeit bis zu meinem 71 Lebensjahr voll wirken konnte.

Gotthilf Kaufmann, den ich schon aus meiner Karlsruher Zeit kannte, und jetzt mein Schwager geworden ist, kam 1946 aus englischer Gefangenschaft nach Kembach zurück und bewirtschaftete Spettels Landwirtschaft, weil auch Gerhard (Bruder von Anna) als Kriegsverwehrt, mit Verlust des rechten Armes, die Landwirtschaft nicht mehr

übernehmen konnte. Das Jahr 1952 brachte weiter große Veränderungen. Spettels-Mutter starb und Kaufmanns übernahmen die Hausmeisterstelle in der Berufsschule Wertheim. Damit stand das Spettels-Haus leer und ich übernahm die Hofreite für 6.000 DM. Nach 17 Jahren Mietwohnung zogen wir nun in unsere eigene Behausung ein und waren froh wieder ein Stück weiter gekommen zu sein. Aber jetzt schon wieder die Sorgen ums Geld. Die Geschwister Gerhard und Sofie gaben uns Zeit zum zahlen, aber Kaufmann wollte seine 1.500 DM sofort. Ich bekam das Geld von der Sparkasse nach Vorlage eines Empfehlungsschreibens und über größere Beträge, die ich für Arbeiten zu erwarten hatte, von Architekt Kurt Lutz. Durch die Übernahme der Hofreite und die eingebrachten Grundstücke (Äcker weit über 1 Hektar) waren wir in dieser Notzeit in der Lage eine kleine Landwirtschaft mit eigenem Gespann neben meinem Geschäft zu betreiben. Dadurch waren wir in der Ernährung zum Selbstversorger geworden, was damals für uns von großer Bedeutung war. Allerdings harte Arbeit mußten Anna und ich leisten. Jeden Morgen $\frac{1}{4}$ vor 6 Uhr ging ich in den Stall und $\frac{1}{4}$ vor 7 Uhr in die Werkstatt. So arbeiteten wir uns mit vereinten Kräften durch die fünfziger Jahre. Auch im Geschäft ging es dauernd aufwärts und konnte meine finanziellen Schwierigkeiten, über welche ich schon berichtet hatte, erledigen.

Familiäre Ereignisse in den fünfziger Jahren waren die Hochzeiten von Hans 1956 und Horst 1959.

So ging es bis 1964 weiter und es gab wieder große Veränderungen und Aufgaben standen bevor. Werner machte Hochzeit und brauchte eine Wohnung. Also rissen wir unser Haus bis auf das Kellergeschoß ab und bauten es mit zwei Stockwerken neu auf. Aber auch in der Werkstatt wurde alles zu eng, sodaß auch die Werkstatt im gleichen Jahr vergrößert werden mußte; ein hartes arbeitsreiches Jahr, doch bis zum ersten Frost war auch dieses geschafft. Die Finanzierung war diesmal nicht mehr so schwer. Die Volksbank übernahm die Finanzierung. So 10 Jahre brauchte ich, bis die Schulden wieder getilgt waren.

Nach diesem Jahr des Bauens starb meine liebe Mutter kurz nach ihrem 83.Geburtstag nach kurzer Krankheit Ende Mai 1965.

Die Entwicklung im Aufbau und Modernisierung überall in Industrie und auch Landwirtschaft war so rasant und überwältigend, daß sich überall große Veränderungen anbahnten. Flurbereinigungen mit Grundstückszusammenlegungen; Einsatz von Maschinen (Traktoren, Mähdrescher usw.) in der Landwirtschaft. Dadurch waren kleine Landwirte gezwungen aufzugeben oder als Nebenerwerbslandwirte weiter zu bestehen. Dies war auch gut möglich, weil den Landwirten in der angesiedelten Glasindustrie in Wertheim Arbeit, meist als Schichtarbeit, angeboten wurde. Damit war auch für mich die Aufgabe der Landwirtschaft besiegelt und wäre auch wegen dem Geschäftswachstum nicht mehr länger möglich gewesen. Nur einige größere Bauern konnten, teils als Aussiedler, weiter bestehen. 1960 schaffte ich das erste Auto (VW Lieferwagen) an und auch ohne Telefon ging es nicht mehr weiter. So war man durch Arbeit und Aufträge gezwungen immer wieder zu verbessern durch neue Maschinen und Einrichtungen. So Mitte den 60er Jahren habe ich eine Serienfertigung von Schreibtischen über die Firma Sammetinger Würzburg übernommen, um Leerlaufperioden zu überbrücken. Es ging ganz gut, bis 1969 die Zahlungen ausblieben und ich so 25.000 DM einbüßen mußte. Die Schreibtische wurden über eine Berliner Firma in alle Welt verfrachtet und waren Gauner mit weißem Kragen am Werk. Von einer Klage wurde mir abgeraten und mußte so auch diesen Schock überwinden. Dank meiner Gesundheit und noch körperlicher Stabilität, konnte ich noch 10 Jahre bis 1978 wirken.

1972 baute sich Werner auf den Bauplatz vor der Werkstatt ein Wohnhaus und zog noch vor dem Winter in sein neues Haus ein. Ich feierte meinen 65. Geburtstag mit Familie und Belegschaft im Gasthaus zur Stadt Wertheim. Im gleichen Monat Mai, vielleicht 14 Tage später wurde morgens zwischen 9 und 10 Uhr das ganze Dorf erschreckt. Ich rannte aus der Werkstatt und sah dicke Rauchwolken aus der Gegend unserer Hofreite steigen und hörte von irgendwo rufen: „Bei Hemmerichs brennts!“ Ich rannte heim und konnte nur noch sehen, wie alles in Flammen stand. O Schreck dachte ich und was alles in der Scheune als Abstellplatz untergebracht war. Dank einiger beherzter Männer von der Nachbarschaft konnte wenigstens das Auto aus der Tenne geschleppt werden. Ein großer Vorrat an Styrophor, die von Werner vorgefertigten Fenster für sein Wohnhaus, zum Einbau fertige Schreinerarbeiten und vieles mehr wie Haus- und landw. Geräte, Schrank voller meist neuer Säcke, alles ein Raub der Flammen bis auf den gewölbten Keller.

Ursache: An diesem Tag hatten die Erstklässler schulfrei und Wolfgang, der älteste Sohn von Werner, mit noch einem Kamerad trieben sich bei den Maurern im Rohbau herum, von wo sie der Maurerpolier fortjagte. So gingen die beiden in unsere alte Scheune und zündelten mit Streichhölzern, wobei das Styrophor in Brand geriet. Dank dem tatkräftigen Eingreifen der Feuerwehr konnte das Übergreifen auf die nachbarlichen Gebäude verhütet werden. Nach den Löscharbeiten kam noch ein größerer Schreck dazu. Wir wußten nicht genau, ob auch Kinder dabei umgekommen waren. Es wurde also eine Suchaktion nach den 2 Buben gestartet. Meine Frau im Hof mit dem Trübendörfer beim Sprudelwasser abrechnen, hatten zuerst gesehen wie das Feuer aus dem Schlag in den Gang schlug und dahinter einen Moment den kleinen Wolfgang weinend und schreiend. Mehr wußte man vorläufig nicht. Ein ausgebrochenes Fell benutzten die Buben als Schlupfloch von hinten in die Scheune zu kommen. Und es war nicht das erste mal, daß sie dort waren und mit Streichhölzer spielten. Die beiden Buben sind in ihrer Angst den Mühlenberg hoch durch die Fluren bis zum Hardtwald geflüchtet. Armin hatte die Buben gegen Abend gefunden und nach hause gebracht. Der übrig gebliebene gewölbte Keller wurde dann mit einem Notdach abgedeckt und 1974 als Garage wieder neu aufgebaut. Von der Gebäudeversicherung bekam ich 22.000 DM und konnte mit etwas Zugabe die Sache gut finanzieren.

In der Zeit von 1972 - 1973 fällt auch noch der Neubau einer Holzhalle mit etwas Abstand von der Werkstatt auf den schon länger zugekauften Bauplatz. Damit waren meine Bauunternehmungen abgeschlossen und ich merkte auch, daß, nun 70jährig, meine Kräfte nachließen. 1977 machte ich mit Armin noch eine Reise nach Salon de Provence (Südfrankreich). Da merkte ich aber damals schon, daß bei mir gesundheitlich nicht mehr alles stimmt. Mein Zustand wurde immer schlechter, trotz allen Behandlungsversuchen des Arztes. Immerhin konnte ich bis zu meinem 71. Lebensjahr das Geschäft führen. Im Mai 1978 heiratete mein jüngster Sohn (aus zweiter Ehe) Armin und alle meine Söhne waren damit in eine normale Familiengründung eingegangen, was heute schon nicht mehr überall zutrifft.

Im September 1978 ging ich mit meinen 4 Söhnen und Frau aufs Notariat und machten einen Übergabevertrag um geordnete Verhältnisse nach meinem Ableben zu schaffen. Und es war auch gut so, denn im November wurde ich vom Dr. Kötter nach Miltenberg ins Krankenhaus zu einem Urologen Dr. Meßmann geschickt, den er mir für den Besten in dieser Sache hielt. Mein Blutbild wurde immer schlechter und es bestand Verdacht auf eine Nierenerkrankung. Nach einer Woche Untersuchung in Miltenberg ohne genaue Diagnose schickten sie mich nach Aschaffenburg zu einer Spezialuntersuchung.

Nach diesem Befund wurde ich 8 Tage später zur Operation der linken Niere vorbereitet. Am nächsten Tag kam der Arzt an mein Bett und sagte er habe die Niere in der Hand gehabt und festgestellt, daß diese gesund wäre und deshalb nicht entfernt hat. Ein guter Trost auf der einen Seite, aber auf der anderen Seite unnötige Rückenöffnung durch Falschdiagnose und trotz normaler Heilung meiner Operationswunde ging es mir immer schlechter und niemand wußte, was für eine Krankheit ich hatte. Dr. Meßmann erklärte mir, daß das Blutbild weiterhin schlecht sei und ich müßte schnellstens ein anderes Krankenhaus aufsuchen. Mein Hausarzt Dr. Kötter schickte mich dann im Januar 1979 ins Juliusspital nach Würzburg. Nach tagelanger Untersuchung hat der Chefarzt der inneren Abteilung dann die tatsächliche Krankheit diagnostiziert. Die genaue Bezeichnung der Krankheit ist mir nicht mehr bekannt; es handelt sich um eine Viruserkrankung des Knocheninnern, wobei dieser Virus die Knochenverästelungen systematisch zerfrißt. Es ist zwar kein Krebs, aber dennoch eine unheilbare Krankheit. Durch 4-wöchige Bestrahlung und anschließender Einnahme von Cortison wurde diese Krankheit überraschend zum Stillstand gebracht. Ab diesem Zeitpunkt ging es, mit Hilfe der Medikamente, mit meiner Gesundheit wieder bergauf. Ende der 80er Jahre hatte ich mehrmals Krankenhausaufenthalte wegen Gallenstein- und Bauchspeicheldrüsenerkrankungen. Mein 85. Geburtstag fiel ebenfalls wegen eines Krankenhausaufenthaltes (kleiner Schlaganfall) aus. Die anfänglichen Sprechstörungen haben sich aber wieder gegeben.

Nun kann ich inzwischen auf fast 90 Jahre zurückblicken und danke Gott, daß er mir in den schweren Zeiten immer zur Seite stand und mich aufrichtete, wenn ich am Boden lag. Dank der liebevollen Zuwendung und Pflege meiner lieben Frau, ist unser gemeinsamer Lebensabend ein Geschenk Gottes.

Mit meinem Konfirmanden-Denkspruch, der sich immer hilfreich in meinem Leben bewährte, möchte ich meine Lebenserinnerungen beschließen:

„Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!“